Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst

Herausgegeben von Dr. O. Pfister, Pfarrer, Zürich

unter Mitwirkung von:

Prof. Dr. Bovet, Genf
Prof. Dr. Claparède, Genf
Dr. med. E. Oberholzer, Zürich
Prof. Dr. Schneider, Riga

VIII.

HERBERT SILBERER

*

DER ABERGLAUBE



Verlag Ernst Bircher Bern
Aktiengesellschaft



SILBERER:
DER ABERGLAUBE.

SCHRIFTEN ZUR SEELENKUNDE UND ERZIEHUNGSKUNST

herausgegeben von

Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich

in Gemeinschaft mit

Professor Dr. Pierre Bovet am Institut J. J. Rousseau in Genf -:- Professor Dr. Edouard Claparède in Genf -:- Dr. med. Emil Oberholzer in Zürich -:- Professor Dr. Ernst Schneider in Riga.

Heft VIII.



Verlag Ernst Bircher Aktiengesellschaft Bern

Der Aberglaube

Von

HERBERT SILBERER.



Verlag Ernst Bircher Aktiengesellschaft Bern

Inhalt.

I. Stufen des Erkennens.

(Prinzipien des primitiven Denkens.)

a) Allgemeines.

In jeder abergläubischen Vorstellung, auch in der scheinbar unsinnigsten, steckt ein Sinn, der sie begreiflich macht. Nur ist er nicht immer leicht zu entdecken. Oft ist er rebusartig versteckt, oft durch die Zeit verändert, verwittert; auch vertauscht, wie das Mineral in den Pseudokristallen, wenn eine ehemalige Kristallform trügerisch mit neuem Stoff sich ausfüllt. Hat man ihn entdeckt, so hat man ein Stück Wahrheit und ein Stück Dichtung vor sich: irgend etwas daran ist immer zutreffend, und das übrige ist Phantasie, mitunter poetische Phantasie. Was zutreffend, ist es vielleicht nur in subjektiver Beziehung. Das Irrige kommt entweder zustande, indem an sich richtige Vorstellungen unrichtig verknüpft werden, oder indem konsequente Logik mit unrichtigen Voraussetzungen arbeitet. Alles dies aber nicht grundlos, sondern mit einer gewissen Notwendigkeit, nach gewissen Prinzipien. Wie der entwickelte Geist seine Regeln hat, so auch der unentwickelte: je nach der Stufe, auf der er steht. Der Aberglaube entspricht immer einer überholten Stufe. Wir selbst jedoch stehen nicht etwa schon auf der letzten!

Wir neigen stark zu dem Fehlgriff, jede Weltauffassung mit dem Maß der unsrigen zu messen. Wir zeigen damit, daß in uns immer noch der Hang wach ist, den wir an primitiven Völkern vielleicht spaßig finden; der Hang, alles dem eignen Ich anzugleichen. Wir sollten uns vor Augen halten, daß unser Weltbild, das Resultat eines langen Einübungs- und Korrekturverfahrens, durchaus nicht das Selbstverständliche ist. Wir sehen in die »Dinge« unsagbar viel hinein, was diese Dinge uns nicht so ohne weiteres verraten. Schon die Abgrenzung der verschiedenen »Dinge« ist nach der Kulturstufe verschieden. Und was uns an Gedanken, an Naturinterpretation nahe liegt, liegt Menschen einer primitiveren Stufe noch lange nicht nahe; und was ihnen wirklich nahe liegt (uns also in grauer Vorzeit nahe war), das müssen wir erst wieder lernen. Wir müssen, um es zu verstehen, all jenes »Selbstverständliche«, das lange Schulung uns erworben hat, ablegen. Das ist nicht leicht; und man erreicht es nur durch liebevolle Beschäftigung mit den Regungen urtümlichen Geistes, in der Beobachtung und in der Literatur, vor allem in der volks- und völkerkundlichen.

Daß die Natur unmittelbar ausspreche, was wir von ihr zu vernehmen glauben, ist also ein Irrtum. Wir hören sie durch das Mikrophon unseres gelernten Wissens. Die Natur ist nicht allzu offen. Sie verbirgt sich, wie Heraklit sagte. Sie führt den Gedanken auf nicht wenige Irrwege. Der Gedanke wieder — rächt sich an ihr und tut ihr seinerseits Gewalt an, indem er ihr sein eigen Bild aufdrückt. Doch ist auch er schließlich Natur.

b) Aehnlichkeit.

Die Natur führt schon einmal dadurch irre, daß sie Dinge ähnlich macht, die miteinander nichts zu tun haben; sie schafft scheinbare Verwandtschaften, die der Erkennende erst in langer Mühe muß auflösen lernen. Das Zusammenbringen des scheinbar Zusammengehörigen, das Identifizieren des Aehnlichen ist also eine erste ganz natürliche Entgleisung des menschlichen Geistes. Eine Entgleisung? Eigentlich beruht ja auch der Aufbau des richtigen Weltbildes z. T. auf diesem Vorgang; nur ist nicht sogleich die Unterscheidung zur Stelle, wo den Aehnlichkeiten wirkliche Zusammenhänge entsprechen, wo nicht. Erst spätere Entwicklung bezieht die Zusammengehörigkeit auf die inneren Gesetze; zu Anfang haftet der Blick am Auffälligen, am Aeußern.

Sogar auf einer sehr ansehnlichen Stufe war die Kulturmenschheit von dem Zauber des Aehnlichen beherrscht. Im Altertum, im Mittelalter, bis teilweise in die Neuzeit hinein ist die Lehre von den »Korrespondenzen« von großer Bedeutung gewesen. Wo auffällige Analogien sich zeigten (und wenn sie von dem, was wir heute als das Wesentliche erkennen, noch so weit abseits lagen, also etwa in der Farbe von Gegenständen), glaubte man an ursächliche Verknüpfungen. Alle möglichen Steine, Pflanzen, Tiere, Krankheiten usw. »korrespondierten« untereinander und mit den Gestirnen. Für den Ausbau des himmlischen Teils der Korrespondenzen sind besonders die Babylonier verantwortlich. Erst späte Entwicklung erfaßte die Ursachenbeziehung dort, wo man sie suchen soll: nicht bei den Analogien des Aussehens, sondern bei den gleichbleibenden Gesetzen des Wirkens.

Aber freilich, Gesetze sind etwas Abstraktes, Ungreifbares, Unsichtbares. Dorthin arbeitet sich der Geist schwer. Er tappt zuerst nach dem, was man tasten kann. Er beginnt als ein Kind.

c) Das Stoffprinzip.

Das bringt uns auf eine zweite Grundeigenschaft des primitiven Naturauffassens: die Voraussetzung, daß alles greifbar, stofflich sei. Wohl bilden sich in den Gedanken schon Ansätze zu abstrakten Vorstellungen. Man hat eine Ahnung von Kraft, Leben, Krankheit, Fruchtbarkeit, Nutzen, Schaden — aber diese Begriffe sind ungeklärt, oder sagen wir gleich: noch keine Begriffe. Man behandelt sie zunächst wie Stoffe. Und man bleibt lange Zeit dabei, auch wenn man den Stoff nicht sieht, nicht tastet.

Man geht von sichtbaren Stoffen aus. Dem Erschlagenen entfliehen Blut und Leben. Der Lebensstoff ist also das Blut. Demgemäß entstehen eine Unzahl von Blutbräuchen, die mit der Lebenskraft zu schalten meinen. Dem Toten geht der Atem ab: also ist das Leben im Hauch. Der Tote wirft scheinbar keinen Schatten mehr (weil er nicht aufrecht steht): also ist das Lebensprinzip im Schatten. Dieser hat den Lebenden verlassen, und damit ist der zu einem Toten geworden. Der Schatten ist die Seele. Er ist eine der mannigfachen Formen der Seele, die es gibt.

Die stoffliche Natur der Lebenskraft und anderer Kräfte bewährt sich im Gebrauch darin, daß man sie sich durch den Mund einverleiben kann [1]. Der »Wilde« trinkt von

---

1) Es ist klar, daß ich mit derlei Rede immer auf dem Boden des jeweils behandelten Irrtums und Aberglaubens stehe.

dem Blute des erschlagenen Gegners, verzehrt etwas von dessen Herzen oder dgl., in der Meinung, daß die Kraft und Tüchtigkeit des Gefallenen in ihn übergehe. Im Kannibalismus dominiert oft dieser Gedanke. Die Vorstellung entwickelt sich ferner dahin, daß das Blut usw. nur der Träger, das Vehikel des eigentlichen, subtileren Stoffes sei.

Das Prinzip, für das Abstrakte einen Stoff einzusetzen, (so erscheint es uns, denn in Wirklichkeit ist der abstrakte Begriff noch nicht gebildet) wird nämlich späterhin auch dort gehandhabt, wo sich genauerer Betrachtung kein sicht- und greifbarer Stoff darbietet; der Stoff nimmt dann jene Form an, die wir Fluidum nennen würden — auch ein vorläufiger Begriff, von dem die heutige exakte Wissenschaft abgekommen ist. Das vermeintliche Fluidum aber hängt verschiedenen stofflichen Gegenständen an, die man seine Träger nennen kann. Es teilt sich durch Berührung mit, kann sozusagen übergefüllt werden von einem Gefäß in ein anderes. Krankheiten und Heilkräfte werden auf diese Weise materiell hin- und herbefördert. Daß die Tatsache der ansteckenden Krankheiten der stofflichen Vorstellung durch Scheinbestätigung Vorschub leistet, darf nicht übersehen werden. Es ist dies einer jener häufigen Fälle, wo der Wahrheitskern der primitiven Anschauung zugleich ihre Fehlschlüsse stützt.

Viele Naturvölker glauben, durch den Genuß des Blutes des Erschlagenen so sehr dessen Wesen in sich aufzunehmen, daß die sonst schrecklich zu gewärtigende Rache von dessen Geist nun nicht zu fürchten sei: man ist dann selbst mit ihm identisch oder blutsverwandt geworden.

d) Mana und Tabu.

Ein Beispiel für das, was ich Fluidum nannte, ist die in Polynesien verbreitete Vorstellung vom Mana. Dieses ist Zauberkraft schlechthin. Alle Menschen, von denen Zauber ausgehen, besitzen Mana und strömen es aus.

Das Mana führt unmittelbar zu der wichtigen, bei Naturvölkern aller Weltteile unter verschiedenen Namen verbreiteten Erscheinung des Tabu. Was man mit diesem polynesischen Wort zu bezeichnen gewohnt ist, kann man in der Hauptsache als den Zustand des Geladen-Seins mit Mana charakterisieren. Einen Zustand, der ebenso bewundert als gefürchtet wird; Verehrung mischt sich da mit Grauen. Heilige Scheu umgibt alles, was tabu ist. Eines der stärksten Tabu ist das des Herrschers. Sein Haus, seine Geräte, sind von seinem Mana gleichsam geschwängert. Wer unversehens die gefährliche Zone des Tabu betritt oder Gegenstände, welche tabu sind, gebraucht oder auch nur berührt, hat Schaden an Leib und Leben zu gewärtigen und wird sofort (da sich die gefährliche Kraft etwa wie eine elektrische Ladung ihm mitteilt) selbst tabu; ihn zu berühren brächte Gefahr. Dem Herrscher zu nahen, können nur bestimmte Personen, seine Minister, die selbst im Besitze eines starken Mana sind, wagen. Es gibt permanentes und zeitweiliges Tabu. Den Priestern und Häuptlingen kommt die erstere Gattung zu; ebenso den Toten und allem, was zu ihnen gehört hat. Zeitweilige Tabu schließen sich an gewisse Zustände an, so an die Menstruation und an das Kindbett, an den Stand des Kriegers vor und nach dem Feldzug, an die Tätigkeiten des Jagens und Fischens, an gewisse Tiere, an Oertlichkeiten usw.

Ein Tabu kann auch wie ein kirchliches Interdikt über einen Bezirk verhängt werden. Sehr interessant ist es, was das Tabu praktisch leistet. Es gewährt lebenswichtigen Vorgängen und Unternehmungen Schutz gegen Störung, Schwachen Schutz vor Angriffen usf. Zu diesen versicherten Vorgängen gehören auch Heirat und Geburt; manchmal richtet sich der Schutz gegen bloß eingebildete Gefahren, namentlich zauberische. Eine wichtige Funktion des »persönlichen« Tabu ist die des Eigentumsschutzes.

In fast allen Fällen bewirkt das Tabu Respekt vor Rechtsbegriffen, die als solche erst im Keim vorhanden sind. Es ist ein Vorläufer des Rechtsbewußtseins und stützt Institutionen, die später große Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft erlangen (Eigentum, Gesetz, Staatsgewalt, Ehe, Achtung des Menschenlebens). Man denke bei den »Stufen des Erkennens«, die wir betrachten, auch stets an Stufen des Handelns! Die Herrscher verschmähen es zwar nicht, das ihnen günstige Mittel des Tabu zu persönlichen Vorteilen anzuwenden; indessen benützen sie es unzweifelhaft auch zu der Sanktion von Gesetz und Ordnung; ja sie sind oft selbst eingesponnen in ein Gewebe von Tabu-Vorschriften, welche sie die Größe ihrer Verantwortung unentrinnbar fühlen lassen: so daß die nützliche Wirkung des Tabu jedenfalls überwiegt. W u n d t nennt das Tabu den ältesten ungeschriebenen Gesetzeskodex der Menschheit.

Der Tabuschutz wird — wie in der niedern religiösen Moral durch die Hoffnung auf künftige Belohnung und die Furcht vor Höllenstrafen — durch die Angst vor zauberischen Folgen bewirkt. Will jemand in Neuseeland einen Baum, den er im Walde zu einem Kahnbau

ausgesucht hat, für sich bewahren, so befestigt er ein Grasbündel am Stamm; das ist das Zeichen, daß dieser Baum tabu ist. Bei den Samoanern gibt es eine Reihe verschiedener Tabus, welche in solchem Falle angewendet werden können; wir möchten sagen: verschiedene Verfluchungen, denn jede Gattung hat eine andre üble Folge für den Uebertretenden. Da gibt es ein Seehecht-Tabu. Dieses wird durch einen Popanz in Seehechtsgestalt angezeigt, den man über der zu schützenden Pflanzung anbringt. Wer diese beschädigt, wird bei seinem nächsten Ausflug ins Meer von einem Seehecht totgebissen. Ebenso gibt es ein Haifisch-Tabu, ein Donner-Tabu usf.

e) Uebertragung und Sympathie.

Die stoffliche Uebertragung ist das Grundprinzip von unzähligen Arten modernen Volksaberglaubens; vor allem von sympathetischen Heilmethoden. Man stellt sich die Krankheit als etwas Materielles vor, das man abstreifen, anbinden, vergraben könne. Mitunter spielt in die stoffliche Vorstellung die eines Krankheitsdämons hinein, was damit zusammenhängt, daß der Primitive die Krankheit nicht als etwas Natürliches, sondern als etwas Angezaubertes zu betrachten geneigt ist.

Der vom Fieber Befallene geht zu einem Baum im Garten und bindet unter gewissen Formeln ein Strohseil um den Stamm: dadurch wird das Fieber an den Baum gefesselt, und der Mensch ist es los. Die Krankheit kann ferner »abgegraben« werden, indem man Haare oder Nägel (wieder einen Träger des Stoffes) vergräbt.

Ziemlich verbreitet ist das Einpflöcken. Es geschieht, indem man das Vehikel des Krankheitsstoffes, also

Blut, Haare, Schweiß usw., unter Beobachtung eines gewissen Zeremoniells in ein Loch bringt, das man in einen Baum gebohrt hat, worauf man das Loch wieder schließt, so daß es zuwächst. Die Uebertragung auf Bäume mag auch mit der Vorstellung von der Baumseele zu tun haben; man läßt die Lebenskraft des Baumes den Krankheitsdämon überwinden. Auch Krankheitsübertragungen auf Tiere und auf Menschen werden geübt. Sie führen des öfteren zu Tierquälereien und zu Verbrechen, welche später zu erwähnen sein werden.

Andere Heilprozeduren sind das Wegschwemmen, das Verbrennen oder Vertrocknen, das Backen oder Räuchern und das Kochen. A. Hellwig meint, die letzten drei Arten, die auf der Anwendung von Hitze beruhen, gingen auf die altheidnische Verehrung des Feuers zurück, dem eine reinigende Kraft zugeschrieben werde. Es mag wohl auch sein, daß günstige Erfahrungen, die man bei manchem Leiden dabei gemacht hat, das ihrige beigetragen haben (Scheinbestätigung). Die Idee ist offenbar, daß der Krankheitsstoff durch das Feuer zerstört oder der Dämon vertrieben werde. Eine gelinde Ausführungsart ist die, daß der Kranke Kreuze in den Schornstein schreibt: sobald sie verräuchert sind, ist das Uebel verschwunden. Die eigentliche Art ist die Applikation der Hitze an den Menschen selbst. Häufig ist das Backen: der Kranke begibt sich in den heißen Backofen. Diese Ofenkur ist, wie leicht zu erraten, recht gefährlich und hat auch wiederholt zu Unglücks-, ja Todesfällen geführt. Ein Quacksalber in Oberschlesien riet, einen kranken Knaben in dieser Weise zu behandeln. Die Mutter steckte das Kind in den Ofen, nachdem das Brot darin gebacken; als sie nach einer Weile nach-

sehen kam, fand sie den Knaben ohne Lebenszeichen, mit Brandwunden bedeckt; er starb bald darauf. Vor einigen Jahren wurde ein Fall aus einem Dorf nächst Zürich gemeldet. Der Betreffende, wohl ein Rheumatiker, war gewohnt, an sich die Ofenkur vorzunehmen. Durch eine Schnurvorrichtung vermochte er die Ofentür selbst von innen zu öffnen. Eines Tages riß die Schnur, und der Patient ging elend zugrunde.

Der umgekehrte Vorgang wie das Entfernen der Krankheit ist die Einverleibung auch wieder stofflich gedachter guter Einflüsse. So gibt man dem Kranken einen mit Zauberformeln beschriebenen Zettel aufzuessen. Schmackhafter wird das, wie W u t t k e nicht uneben bemerkt, wenn man eine solche Formel auf ein Butterbrot oder einen Honigkuchen schreiben läßt, den man verzehrt. Das Schreiben geschieht durch eine zauberkundige Person (deren heilkräftiges Mana, können wir ergänzen, in den Leidenden eingeht). Keine Macht ist größer als Gottes Wort; darum vermeinen manche, dem Uebel beizukommen, wenn sie die Bibel unter das Kopfkissen legen. In ähnlicher Weise glaubt man, ein Liederbuch, unter das Kissen eines Täuflings gelegt, verleihe diesem ein munteres Temperament. Wünscht eine Mutter, daß ihr Kind leicht lerne, legt sie ihm ihr Schulbuch unter den Kopfpolster. An eine Ueberleitung der Lebenskraft ist bei dem bis ins Mittelalter reichenden Brauch des Einmauerns von Kindern in Bauten zu denken; daneben hat dies auch die Bedeutung des Opfers, wovon später gehandelt werden soll.

Vor Zahnschmerz schützt man sich, indem man ein Brot ißt, von dem eine Maus (mit ihren wundervollen Zähnen) abgebissen hat. Wer seine Augen mit Fleder-

mausblut wäscht, kann im Dunkeln sehen. So wie hier Eigenschaften verstofflicht erscheinen, so in anderen Fällen der Nutzen und andere abstrakte Begriffe. »Wenn du eine Kuh kaufst, lasse die Halfter nicht abnehmen, denn in der Halfter ist die Milch und der ganze Nutzen von der Kuh enthalten.« Man verwandelt die Liebe zweier Brautleute in Zwietracht, wenn man Erde von der Stelle, wo sich zwei Hähne gebissen haben, zwischen beide wirft.

Viele Prozeduren beruhen auf der sog. Sympathie. Was mit einem von zwei miteinander in sympathetischer Verbindung stehenden Wesen (auch Dingen) geschieht, geschieht ganz oder teilweise auch mit dem andern, oder auch, nach den Umständen, in gerade entgegengesetzter Weise. Die sympathetische Beziehung wird, wenn sie nicht von vornherein besteht, häufig durch Berührung hergestellt. Es wird ebensowohl sympathetisch kuriert als geschadet: Wenn man ein Stück Rasen, auf welchem ein Mensch mit nackten Füßen gestanden, aussticht und hinter dem Ofen vertrocknen läßt, so schwindet zugleich der Mensch hin. Kommt ein Kleidungsstück eines Lebenden mit in den Sarg einer Leiche, so stirbt der, dem es angehörte, allmählich hin, sowie der Zerfall im Grabe vor sich geht. Man tötet einen Menschen, indem man Haare oder dgl. von ihm »einpflockt« und den Baum vernichtet.

Diese abergläubischen Vorstellungen führen uns weiter zu der »kontagiösen Magie«. Diese uralte Art des Zauberns beruht auf der durch Berührung hergestellten sympathetischen Verbindung zweier Dinge. Das Beispiel von dem vertrocknenden Rasen gehört hieher. Um einem Feinde zu schaden, kann man die verschie-

densten Dinge gebrauchen, die mit ihm in unmittelbarer Berührung gestanden sind. Ihnen tut man das dem Menschen zugedachte Böse an. Ein alter Glaube behauptet, man müsse, um eine Wunde zu heilen, die Waffe salben, die sie geschlagen hat.

f) Analogie.

Eine andere Hauptgattung der Magie — ebenso urtümlich wie die kontagiöse — ist die imitative, auch Analogiezauber genannt. Sie beruht darauf, daß man den beabsichtigten Zweck imitiert. Viele Naturvölker glauben Regen herbeiführen zu können, indem sie, aus Gefäßen Wasser verspritzend, dem Himmel das Regnen vormachen. Die alten Aegypter standen jede Nacht dem Sonnengott Ra in seinem Kampf mit den Dämonen der Finsternis bei, indem die Priester im Tempel den Kampf mit Wachsfiguren darstellten und die bösen Gestalten (welchen die Namen der Dämonen angeschrieben waren) vernichteten. Um einem Feind zu schaden, verfertigt man ein Ebenbild von ihm. Genau das, was mit diesem vorgenommen wird, widerfährt dem Original.

Das Charakteristische dieser Gattung liegt also in der Analogie zwischen der Zeremonie und dem, was damit erreicht werden soll. Mitunter ist die Beziehung eine bildliche oder symbolische. Hier einige Beispiele aus neuerem Volksaberglauben:

Pfeifen an Bord eines Schiffes ruft Wind hervor. Trinkt ein schwangeres Weib aus einem schartigen Gefäße, wird sie ein Kind mit Hasenlippen gebären. Einem Kind, das nicht sprechen kann, gibt man durch vierzig Tage aus einer Glocke zu trinken. Unsichtbar wird man, wenn man einen Däumling aus einem ganz schwar-

zen Katzenbalg trägt oder die Milch einer schwarzen Kuh, an der kein weißes Haar ist, trinkt, oder, wenn man in der Nacht einen Toten ausgräbt und dessen Hemd anzieht — kurz mit nächtlichen, schwarzen oder der Sichtbarkeit entzogenen Dingen operiert. Messer und andere scharfe Werkzeuge darf man nicht verschenken, weil dadurch die Freundschaft (stofflich) zerschnitten wird.

g) Projektion.

Bei der kontagiösen Magie wie auch bei der imitativen bewährt sich der Ausspruch E. B. Tylors, das Prinzip der Magie (sofern sie nicht Dämonenhilfe anstrebt, sondern direkt wirken will) beruhe darauf, daß der primitive Mensch eine gedankliche Verbindung für eine wirkliche halte. Nun gehen unsere Gedankenverbindungen (Assoziationen) nach der Aehnlichkeit und der Kontiguität (zeitlichen und gegenständlichen Berührung) vor sich; und just diese Momente, Aehnlichkeit und Berührung, finden wir als Prinzipien der beiden Hauptarten des Zauberns!

Die primitive Vorstellung, die wir später als Aberglauben bezeichnen, setzt also Verhältnisse, die innen im Menschen, in der Seele, im Vorstellungsleben herrschen, nach außen, in die umgebende Natur. Ein Vorgang, der von weitreichender Bedeutung ist. Wir wollen ihn die Projektion nennen.

h) Name und Zahl.

Der Irrtum, eine gedankliche Verbindung für eine wirkliche zu halten, liegt auch in der Identifikation von Name und Wesen. Man glaubt mit dem Namen das Wesen selbst in der Hand zu haben. Erst reiferes Denken

sondert die beiden. Bekannt ist das Schulbeispiel von dem französischen Sergeanten, der meinte, die anderen Sprachen seien ja alle recht nett, aber die französische sei doch die einzig wahre. Denn wohl hätten auch die Deutschen und die Engländer ihre Bezeichnungen z. B. für das Brot, nämlich Brot und bread; aber die französische Sprache habe den großen Vorteil, daß das, was sie als »du pain« bezeichne, wirklich und wahrhaftig »du pain« sei. Diese naive Ineinssetzung liegt allem Namenzauber zugrunde. Der Name ist oft ein wichtiger Bestandteil komplizierter Zauberprozeduren. So versieht man die oben erwähnte Figur des Feindes, dem man schaden will, mit seinem Namen; so schrieben die ägyptischen Priester für die allnächtliche Zeremonie die Namen der zu vernichtenden Dämonen auf die Wachsfiguren. Ist ein Kind kränklich, so ändert man (z. B. im Herzegowinischen) seinen Namen, als ob es dadurch ein anderes Wesen bekäme.

Aehnliche Verwechslungen wie mit den Namen und Worten liegen vor, wenn primitives Denken die Zahl zu eigener Wesenheit erhöht und verdichtet. Es gibt glückliche und unglückliche Zahlen. Ihre Geschichte ist oft verwickelt. Die Unglücksbedeutung der Zahl 13 wird dem Umstand zugeschrieben, daß der 13. Buchstabe des hebräischen Alphabets, das Mem, Anfangsbuchstabe von Moweth sei, also den Tod bedeute. Doch dürfte dabei die Unglücksbedeutung des überzähligen 13. Tierkreiszeichens am Himmel, des Raben, mitspielen. Dieser Aberglaube reicht ins alte Babylon zurück. Hier ist, wie so oft, ein Zusammenwirken mehrerer Ursachen anzunehmen. Die Zwölfzahl der Tierkreiszeichen kommt übrigens in allen möglichen

Zusammenhängen vor: 12 Stämme Juda, 12 Apostel usw. Aehnlich ist es mit der Siebenzahl der Planeten.

i) Animismus.

Eine wichtige Erscheinung der Projektion ist auch die, daß der Naturmensch Dinge und Vorgänge der umgebenden Welt nach Art menschlicher Wesen und Handlungen aufzufassen geneigt ist. Der springende Bach, der wehende Sturm, der zuckende Blitz sind ihm Aeußerungen einer beseelten Kraft (daher »Animismus«), wie er sie in sich selbst fühlt; und er legt ihr Absichten zugrunde, wie er sie selbst hat. Er fühlt überall Geister. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist ihm gering. Uebergänge vom einen zum andern sind in seiner Märchenphantasie häufig. Die Beseelung des Leblosen — für uns poetisch — ist für ihn eine Denknotwendigkeit.

Teils aus der Naturbeseelung, teils aus den später zu erörternden Vorstellungen von Tod und Seele bilden sich, unter dem Einfluß noch andrer, komplizierter Faktoren, die Geister, Dämonen, Sagenhelden, Götter. Auch in diese Gestalten wird vieles projiziert, was der Mensch in sich selbst trägt.

Die Rolle der Geister usw. im Aberglauben ist zu bekannt, als daß ich Beispiele bringen müßte. Auf einen Punkt nur will ich die Aufmerksamkeit lenken. Haben wir derlei Wesen vor uns, uns so ähnlich erdacht, so kann man sie offenbar durch Gaben (Opfer) günstig stimmen; kann mit ihnen paktieren, kann sie wohl auch zwingen. Und da bewährt sich wieder das Stoffprinzip: auch die Geister werden (für unsere Begriffe erstaunlich) mit Speisen gefüttert, mit Stöcken

geschlagen, durch Waffen verletzt. Die entsprechenden Züge haben sich im modernen Aberglauben erhalten, und man erkennt sie bei einiger Aufmerksamkeit.

Ein Tauschgeschäft mit einem dämonisch-tierischen Wesen (eine häufige Verbindung) liegt dem Brauch zugrunde, daß man der »Maus« den ausgefallenen Zahn eines Kindes hinlegt und von ihr dafür verlangt, sie möge dem Kinde die wunderbaren Eigenschaften ihres Gebisses verleihen. »Maus, gib mir deinen eisern Zahn, sollst dafür meinen knöchern han!«

j) Träume.

Ich habe schon von der Scheinbestätigung gesprochen und will nur noch nachtragen, daß diese auch durch Träume geliefert wird, deren Erinnerung der Naturmensch mit der Wirklichkeit gern zu vermischen scheint. Die Erlebnisse des Traumes kommen ferner als direkte Quelle für den Aberglauben in Betracht. Ich erinnere an den so eindrucksvollen Alptraum.

II. Stufen des Wollens.
(Bewußtes und unbewußtes Wollen.)

a) Ueberblick.

Der Wille — worunter hier jedes Begehren begriffen sein soll — macht sich auf unserem Gebiet in vier Beziehungen geltend:

1. In der Lenkung der Aufmerksamkeit auf Angelegenheiten, welche im Interesse des Menschen liegen. Solche vom Aberglauben bevorzugte Angelegenheiten sind: Liebe, Reichtum, Erfolge, Macht über andere, Rache, Glück.

2. In der Verwendung abergläubischer Ideen zu vorgesetzten Zwecken (Zauberei).

3. In der Formgebung abergläubischer Vorstellungen. Zum Beispiel in der Projektion bewußten und unbewußten menschlichen Wollens auf andere Wesen wie Helden, Götter, Geister.

4. In der treibenden, Glauben und Handeln beeinflussenden Kraft innerer Konflikte, die dem Bewußtsein entzogen sind. Dieses Moment ist fast identisch mit dem »Rückschlag«, Abschnitt III.

b) Verdrängung.

Jede neue Form der Kultur setzt die Unterdrückung von Willensantrieben voraus, die vormals offen walten durften. Stück um Stück ursprünglicher Roheit (wie w i r es empfinden) und ursprünglichen unbedenklichen Zugreifens muß fallen, wenn neuer Schliff an dem (vielleicht öfters überschätzten) Kulturwerk angebracht werden soll.

Das Unterdrückte aber wird mehr und mehr aus dem Bewußtsein gedrängt; selten wird es ganz überwunden; wohl wird ein Teil zu neuen Schöpfungen umgemodelt, sublimiert, doch besteht daneben immer ein Rest des alten Wollens weiter. Dieser darf nun nicht mehr gelten, wird ignoriert, kann nicht einmal mehr ohne weiteres in das Licht des Bewußtseins. Allein das Wollen läßt nicht nach, sondern macht sich, da es den geraden Weg verschlossen findet, auf Umwegen geltend. Es nimmt Masken um; das Verdrängte setzt sich verstohlen, setzt sich bildlich durch; geht mit dem Erlaubten Kompromisse ein — Bildungen, die oft einen recht unverständlichen »Brauch« ergeben.

So lebt in allen Menschen noch der Töter, der Kannibale, der Vergewaltiger usf. Aber die Gelegenheiten, wo dies zum Vorschein kommt, sind selten danach angetan, dies dem Uneingeweihten erkennbar zu machen.

Eines der wichtigsten Dinge, die stufenweise der Verdrängung anheimfallen, ist die Sexualität: ehemals Gegenstand ungeheuren offenen Interesses, ward sie mehr und mehr unter Verschluß gebracht. Ihr offenes Auftreten in Brauch und Sitte wich einem versteckteren: Symbol und Andeutung vertreten sie.

c) *Tabu und zwiespältiger Wille.*

Im vorigen Abschnitte war vom Tabu die Rede. Zu seinen hervorstechendsten Erscheinungen sind die zu rechnen, welche sich mit dem Herrscher und mit dem Tode beschäftigen. Den Häuptling umgibt das Tabu mit einem mächtigen System von Schutzwällen, das in seiner ganzen Ausdehnung zu schildern, viel zu weit führen würde; nur eines muß hervorgehoben werden, daß dieses System ein doppeltes, recht widerspruchsvolles ist: einerseits wird nämlich alles Mögliche aufgeboten, den Herrscher zu göttlicher Großartigkeit zu erheben, das ganze Wohlergehen des Landes in seine Zauberhand zu legen und ihn umständlich zu beschützen, anderseits wird er wie eine große Gefahr behandelt, in seinem Tun unglaublich eingeengt, und alles wird getan, das Volk vor seiner schädlichen Wirkung zu bewahren. Ein ähnlich sonderbar zwiespältiges Verhalten bringt das Tabu gegen die Toten mit sich, das im V. Abschnitt näher gewürdigt werden soll.

Diese Umstände und der überschwängliche Charakter des Tabu brachten den Wiener Forscher Freud zu

einer Annahme, die ihm Beobachtungen an Nervenkranken nahelegten. Diese zeigen nämlich seelische Erscheinungen, die uns an Gesunden leicht entgehen können, gleichsam unter dem Vergrößerungsglase. Und da weist es sich denn, daß solch zwanghafte, aus Anziehung und Abstoßung gemischte Scheu, wie sie im Tabu zutage tritt, einen inneren Konflikt, ein inneres Doppelantlitz zur Voraussetzung hat. Man befindet sich zu dem betreffenden Wesen in einer doppelten Einstellung der Liebe (Ehrfurcht, Anhänglichkeit usw.) und des Hasses (Feindseligkeit, Neid, Rache usw.). Auf das Tabu der Naturmenschen angewendet, heißt das: er verehrt und haßt zugleich die Herrschermacht; ist zugleich Freund und Feind den Toten. Doch ist nur die eine Regung, die freundliche, deutlich bewußt, und sie ist es, welche die Handlungen offen regiert; die andre ist mehr oder weniger ins Unbewußte verdrängt. Der auf diese Weise unbekannte innere Konflikt erzeugt das geheimnisvoll zwanghafte, bewußter Erklärung unzugängliche Wesen des Tabu.

Wir lernen noch mehr verstehen. Die zähe Festhaltung der Tabuverbote bei Naturvölkern zeigt, daß die Lust, das Verbotene zu tun (z. B. sich gegen den Herrscher aufzulehnen), offenbar fortbesteht; sonst wäre Gleichgültigkeit an Stelle des ängstlich aufgeregten Tabuglaubens getreten. Das Tabu entspricht, könnte man sagen, einer beständigen Versuchung. »Der Mensch, der ein Tabu übertreten hat, wird selbst tabu, weil er die gefährliche Eigenschaft hat, andere zu versuchen, daß sie seinem Beispiel folgen. . . . Er ist also wirklich ansteckend, insoferne jedes Beispiel ansteckt. . . . Ein Mensch braucht aber kein Tabu übertreten zu haben und

kann doch tabu sein, weil er sich in einem Zustand befindet, welcher die Eignung hat, die verbotenen Gelüste der anderen aufzuregen. . . . Der König erweckt den Neid auf seine Vorrechte. Der Tote, das Neugeborene, die Frau in ihren Leidenszuständen reizen durch ihre besondere Hilflosigkeit, das eben geschlechtsreif gewordene Individuum durch den neuen Genuß, den es verspricht. Darum sind alle diese Personen und Zustände tabu, denn der Versuchung darf nicht nachgegeben werden« (Freud).

Was also die Tabuverhältnisse äußerlich erscheinen lassen, besteht in Wahrheit seelisch. Die psychologische Erkenntnis des Tabu aber ist für uns deshalb wichtig, weil sein Mechanismus sich durch die ganze Entwicklung des Aberglaubens zieht, genau so wie etwa das »Stoffprinzip«. Alle die Gegenstände, Namen usw., welche der Aberglaube mit einer gewissen »heiligen Scheu« umgibt, alle ängstlichen Vorschriften, dies und jenes zu unterlassen, fordern uns auf, sie unter dem Gesichtswinkel des psychologisch erörterten Tabu zu sehen. Unter anderem wird das Verhalten gegen die Toten so zu betrachten sein (V. Abschnitt).

d) Liebesleben.

Einstweilen wollen wir uns jedoch dem Inbegriff des Lebens: der Liebe und der Fortpflanzung, zuwenden. Bei der außerordentlichen Bedeutung des Liebeslebens ist es nicht verwunderlich, daß es auch auf die Formung des Weltbildes vom Größten bis ins Kleinste Einfluß übt. Nur wird dieser Einfluß am Beginn der Kultur, wo sich das Sexuelle offen ausspricht, sichtbarer, späterhin versteckter sein. Und wo ein Brauch, ein Spruch, ein Glaube

das Sexuelle noch bildlich in sich trägt, da wird die Bedeutung dieses Bildes allmählich vergessen und durch eine andere ersetzt; ein Vorgang, der auch dort stattfindet, wo die ehemalige Begründung eines Brauchs nicht mehr verständlich ist, weil die physikalischen, religiösen oder sozialen Anschauungen andere geworden sind. Der Ersatz findet also statt, wenn der alte Sinn nicht mehr erträglich oder bloß nicht mehr verständlich ist; doch schwindet infolge einer Verdrängung mit der Erträglichkeit zumeist auch die Verständlichkeit.

Es gibt eine Mehlspeise, die in österreichischen Bürgerhäusern »Damenkrapferln« heißt. Die Bezeichnung ist eigentlich falsch; sie lautet richtig: »Daumenkrapferln«, in der Aussprache des Volks: »Damkrapferln« — wegen der von der Köchin mit dem Daumen in den Teig eingedrückten Vertiefung für die Marmelade. Nun erschien offenbar den »feineren« Kreisen der ursprüngliche Ausdruck nicht salonfähig, und deshalb verwandelte er sich mit der Zeit — nicht durch bewußte Namensänderung, sondern nach natürlichen Entwicklungsgesetzen — in die appetitlicher klingenden »Damenkrapferln«. Genau so ergeht es in der Geschichte der sexuellen Formen des Aberglaubens, die viel verbreiteter sind als man denkt, weil seit altersher Sexualität für das Glückhafte schlechthin steht.

Vor allem für den Segen aller Frucht. So ist es ein fast überall heimischer, uralter, doch bis in späte Zeit reichender Zauber zur Anregung der Fruchtbarkeit des Feldes, daß sich Bauer und Bäuerin beispielgebend darauf einfinden. Unzählige Oster-, Frühlings- und Hochzeitsbräuche vermischen in sinniger Verschlingung die Fruchtbarkeit von Mensch, Tier und Feld.

Doch sorgt eine merkwürdig regelnde Gewalt (Tabu) auch hier von früher, ungehobelter Zeit an, daß die Liebesgier nicht ungezügelt bleibe, sondern sozialen Forderungen gehorche. Insbesondere scheinen die beschränkenden Vorschriften gegen den Inzest (der den Menschen viel näher liegt, als wir gewöhnlich annehmen) gerichtet zu sein, und sie befestigen die regelmäßige Ehe. Bei Naturvölkern ist der Glaube, daß Ehebruch oder Inzest Mißwachs, Seuchen u. dgl. im Gefolge habe, sehr verbreitet.

Symbolisch hat sich eine sexuelle Vorstellung in dem Aberglauben erhalten, daß, wenn es der Braut in den Kranz regne, die Ehe mit Reichtum und Kindern gesegnet sein werde; eine Ersatzdeutung aus späterer Zeit, welche die eigentliche Symbolik nicht mehr verstand, lautet: die Braut wird viel weinen müssen. Am Andreasabend werfen die Mädchen, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt, einen Pantoffel rückwärts über den Kopf; liegt er mit der Spitze nach der Stube zu, kommt in demselben Jahre ein Bräutigam. Der Schuh hat aber seit altersher sexuelle Bedeutung. Das Mahlen in der Mühle, besonders aber das Backen des Brotes wird symbolisch dem Zeugen gleichgesetzt. Allerhand Mühlen- und Brotaberglaube geht von hier aus. Ich erinnere auch an die Altweibermühle, in der die Alten umgemahlen werden und jung herauskommen; und an die Redensart ein »frisch gebackener Doktor« u. dgl. Aus dem gleichen symbolischen Grunde ist ein Mißraten des Brotes ein Todeszeichen: Springt das Brot im Backofen mitten entzwei, so stirbt nach schlesischem Glauben bald jemand im Hause. In Steiermark ist das »Umbacken« atrophischer Kinder verbreitet. Der Backofen vertritt

die Stelle des Mutterleibs. Das Kind wird auf der Brotschüssel in den warmen Ofen eingezogen, und zwar dreimal mit dem Spruche: »Alt hinein und jung heraus«. Das »Einbacken« von Kindern zu ihrer vermeintlichen Kräftigung scheint in Rußland ziemlich verbreitet zu sein. Es unterscheidet sich vom Umbacken dadurch, daß das Kind in Brotteig eingewickelt und so gebacken wird. Natürlich können Unglücksfälle leicht vorkommen.

e) Projektion.

Es wurde schon erwähnt, daß die Menschen Eigenschaften, die sie selbst wünschen, auf Helden- und Göttergestalten projizieren. Hiezu kommt als ebenso wichtige Erscheinung, daß sie ihre Phantasiewesen mit ihren verdrängten Tendenzen ausstatten. Ja, die bösen Geister sind geradezu Repräsentanten dieser unbewußten, verpönten Gewalten; insbesondere der Teufel. Die guten wie die schlimmen Züge in der Dämonenwelt sind also vom Menschen genommen, ein Stück Projektion. Und wenn es hieß, man müsse beim Geisterbeschwören sich mit einem Zauberkreis mit heiligen Gottesnamen umgeben, so hat dies seinen guten psychologischen Sinn: wer die geheimnisvollen dämonischen Kräfte seines verborgensten Innern entfesseln will, muß sittlich wohl gefestigt sein, sonst nimmt er an ihnen Schaden. Und der beschworene Teufel soll ja so manchen vorwitzigen Zauberer zerrissen haben. . . .

III. Der Rückschlag.

(Das Zurückfallen in primitivere Formen. — Angst und Schuld.)

Die Bräuche und Anschauungen, die wir haben bei primitiven Völkern entstehen und sich dann weiterbilden sehen, werden erst dann zum eigentlichen Aberglauben, wenn sie festgehalten oder wieder hervorgeholt (auch wohl neu gebildet) werden auf einer Kulturstufe, die ihnen entwachsen ist. Das kann schon auf einer niedrigen Kulturstufe der Fall sein. Es fragt sich nun, was den Rückfall verursacht; und zwar neben der geistigen Trägheit, die ohnehin gerne am Hergebrachten haftet: sie allein ist keine genügende Erklärung für die geheimnisvolle Festigkeit des Aberglaubens.

Es kommen hier starke treibende Momente des Wollens in Betracht.

1. Oberflächlicher gelegen ist der Wunsch nach einer wunderbaren Hilfe gegen die harten Notwendigkeiten des Daseins. Es ist verlockend zu denken, diese beengenden Bande könnten gebrochen werden, sei es im Wirken, sei es im Vorherschauen.

2. Tiefer liegend ist ein anderes Moment; doch für uns nicht mehr allzu schwer zu entdecken, da wir es schon einmal, wenn auch kurz, unter den Augen gehabt haben. Es handelt sich um Konflikte von z. T. unbewußten Regungen. Wo solche kräftig sind, ist das Denken immer in Gefahr, von ihnen wie von einem verborgenen Magneten nach ihrer Richtung abgelenkt zu werden. Diese Abweichungen können sich als Zwangsdenken, fixe Idee usf. bei Neurotikern in vielerlei Gestalt zeigen, woraus

wir außerordentlich viel für die Verhältnisse am gesunden Menschen lernen können. Die krankhaften oder halb krankhaften Formen mit ihrem Zwang, sich an Dinge oder Einbildungen zu halten, die vor dem (eigenen) kritischen Denken nicht bestehen; die eigentümliche Schwäche, diesem Zwang nachzugeben und die dominierenden Ideen so recht zu hätscheln, lustvoll oder schmerzlich: diese Merkmale ergeben sich aus seelischen Konstellationen, die wir zu betrachten haben werden.

Zuvor noch das erste Moment! Bei welcher Kategorie Menschen tritt es vorzugsweise auf? Bei solchen, die stark vom Zufall abhängen, wie Spieler, Jäger, Seeleute, Krieger. Ganz allgemein befördern Unsicherheit und Gefahr das Haschen nach abergläubischen Auskunftsmitteln, wo nicht eine starke, reine Verbindung mit dem wahren Glauben vorherrscht, dessen »Wahrheit« sich in der sittlichen Haltung bewährt.

Das zweite Moment ist stets ein Wille samt einem hemmenden Gegenwillen. Ein Wille mit einem Januskopf. Nicht der einzige, aber gewiß der hauptsächliche Charakter dieser Konflikterscheinung ist die Angst. Diese darf nicht mit der Furcht verwechselt werden, welche man berechtigterweise vor bestimmten Dingen empfinden mag; vielmehr ist die wesenlose Angst gemeint, die nicht minder wesenlos bleibt, wenn sie sich gelegentlich Objekte sucht, um eine Furcht vor diesen Objekten vorzutäuschen. Ich erinnere an die Platzangst, an die Angst vor bestimmten Krankheiten, vor Gewittern, vor Tieren usw. Solcherlei Angst führt auch dem Aberglauben in die Arme. Sie entspringt, wenn ich nicht irre, regelmäßig einem seelischen Konflikt und läßt sich

zumeist auch unter den Begriff eines Schuldbewußtseins bringen.

Diesbezüglich sind die Erörterungen über das Tabu ebenso lehrreich wie die Beobachtungen an Zwangs- und Angstneurotikern. Immer treffen wir auf den Willen mit dem Januskopf.

Ohne weiteres einleuchten dürfte die Ableitung der Furcht vor Dämonen. Diese haben wir bereits als Projektionen der furchtbaren Gewalten des Ich erkannt; sie fürchten heißt also: das eigene Böse fürchten; dieses fürchten heißt dessen Stärke hoch einschätzen. . . . Einen Teufel beschwören und ihn zu selbstischen Absichten gebrauchen wollen heißt, das Böse, zu dessen Ausführung man selbst nicht fähig ist, ihm übertragen; aber sogleich meldet sich das Schuldgefühl und zwingt den Beschwörer, doppelt fromm zu tun, zu fasten, zu opfern und einen Schwall heiliger Worte im Munde zu führen. Wir wollen übrigens nicht weiter untersuchen, wieweit das gefühlte »Böse« im Dämon wirklich immer böse sei.

Beim Tabu der Wilden konnten wir bemerken, daß es aus dem Unbewußten in etwas törichter Form bewirke, was auf höherer Stufe ein erhelltes Gewissen, ein klares ethisches Urteil leisten soll. Der Helligkeit des Gewissens tut es aber Abbruch, wenn ein Kampf dunkler Regungen unerkannt in uns tobt. Da sinken wir plötzlich, in dem einen heiklen Punkt wenigstens, auf die Tabuform des Gewissens zurück. Indem wir den verdrängten Antrieb bestehen oder bis zu einem gewissen unkenntlichen Grade gewähren lassen, fühlen wir uns schuldig werden. Wir bekommen Angst, wissen nicht, wovor. Und schlagen blind eine kuriose

Tabuhandlungsweise ein, welche zwar einen inneren Sinn hat, äußerlich jedoch Aberglaube ist. Auch das schwächliche Bedürfnis, die Lenkung und Verantwortung dem Schicksal zu überlassen, wirkt dabei bestimmend mit. Freilich wird diese von der inneren Zerrissenheit diktierte Abwälzung der Verantwortung schwerlich auf die Dauer froh machen. Nicht immer ist regelrechter Aberglaube die Folge eines Konflikts der beschriebenen Art; wohl aber schafft der guten Boden für einen Aberglauben, der just in seiner Richtung liegt, und formt ihn auch gelegentlich.

Ein Herr A. betrachtete die 6 als seine Unglückszahl. Er unternahm nicht gern etwas am 6. des Monats. Er stieg nie in Automobile, in deren Nummer die Zahl 6 vorkam; auch bei Trambahnwagen empfand er sie unangenehm, doch war sie hier kein Ausschließungsgrund. Er wachte oft bei dem Glockenschlag 6 auf und konnte erst nach einer Stunde wieder einschlafen. Er studierte nach, welche Bedeutung das »magische Quadrat« der Zahl 6 hatte, und verfertigte sich ein Amulett auf Grund der Zahl 7; das trug er und meinte, es beschütze ihn gegen die Unbilden der 6. Durch eingehende Analyse gelang es mir, auszufinden, warum ihn die 6 verfolgte. Er hatte sechs Geschwister gehabt (solange alle lebten) und hatte mit diesen in häßlichem Unfrieden gelebt. Er gab die Schuld dafür den Geschwistern, die ihn mit ihrem Haß verfolgt hätten, doch schien mir aus allem hervorzugehen, daß die Schuld mehr an ihm lag. Die Beziehung der 6 zu den Geschwistern trat in der Analyse nicht sogleich zutage, sondern erst gelegentlich, als dem A. die Apokalypse Johannis einfiel und die Stelle mit 666 als Zahl des Tieres. Er assoziierte weiter: Ich habe irgendwo

gehört, die Tiere seien mißratene Menschen. Und »mißratene Menschen« hatte er im Unmut öfters seine Geschwister genannt. Die Zahl 6 verfolgte ihn nun, weil er sich den sechs Geschwistern gegenüber im Innersten schuldig fühlte; wären wirklich nur, wie er behauptete, die Geschwister die Unfriedenstifter gewesen, so hätte er einfach über ihre Feindseligkeit zu klagen gehabt, nicht jedoch über ein so sonderbares Tabuverhältnis zu der Zahl 6. Das war indes noch nicht alles. Wie sich nach einiger weiteren Mühe zeigte, klagte er sich an, den Tod eines s e c h s jährigen Bruders verschuldet zu haben. Dieser kam durch einen Automobilunfall ums Leben. A. trug daran gewiß keine Schuld; und doch redete er sich — infolge des schon bestehenden Schuldgefühls — ein, der Unfall sei durch seine Unvorsichtigkeit geschehen. Er hatte ja diesen Knaben wie die anderen Geschwister gehaßt, hatte ihm unbewußt den Tod gewünscht. Nun dieser eintrat, war es für A., als träfe ihn die Schuld. Jetzt verstehen wir, warum den A. die 6 im höchsten Maß am Automobil stört und warum er die 7 als Schutz gegen die 6 trägt: er fühlt sich schuldig, daß die Familie nicht mehr, wie vor dem Unfall, sieben, sondern nur sechs Geschwister umfaßt; sechs ist die Zahl des nie ruhenden Vorwurfs; wären es sieben, wäre alles gut! Er möchte die Sieben haben, bemüht sich, die Schuld wieder gutzumachen. Die Sechs, als ewiger Vorwurf, weckt ihn aus dem Schlafe; die Sieben gibt ihm den Schlummer zurück. Als diese Beziehungen aufgedeckt waren, schwanden die abergläubischen Gewohnheiten des A. bis auf einen kleinen Rest.

Eine Zwangskranke F r e u d s hatte die Vermeidung angenommen, ihren Namen niederzuschreiben, aus

Angst, er könnte in jemandes Hand geraten, der damit in den Besitz eines Stückes ihrer Persönlichkeit gekommen wäre. In einer krampfhaften Treue, durch die sie sich gegen die (erotischen) Versuchungen ihrer Phantasie schützen mußte, hatte sie sich das Gebot geschaffen, »nichts von ihrer Person herzugeben«. Dazu gehörte zunächst der Name, in weiterer Ausbreitung die Handschrift überhaupt.

Bei Stekel finden wir den ausführlich beschriebenen Fall eines jungen Mannes, der an der Angst, etwas zu verlieren, leidet und zur Vermeidung davon in ein ganz groteskes Zeremoniell verfallen ist, um sich immer wieder zu versichern, daß er weder auf der linken Seite des Tisches, noch auf der rechten, noch in der Mitte etwas habe liegen lassen und daß er nichts aus der Hosentasche verlieren könne — wobei eine Zahleneinteilung eine gewisse Rolle spielt. Die Analyse des Falles ergab ein Schuldgefühl, daraus entstanden, daß er als Knabe bei der Beichte gewisse Jugendsünden verschwiegen. Mit seiner Gründlichkeit spielt er jetzt immer wieder die Beichte; und was er zu verlieren fürchtete, war im unbewußten Grunde: seine Seligkeit. Die Ueberleitung des ganzen Konfliktes ins Bewußtsein brachte die Heilung mit sich. Das tabuartige Zeremoniell der Zwangskranken, das mitunter einen zauberischen Hokuspokusanstrich bekommt, ist sehr beachtenswert.

Die andere Seite des hier besprochenen Schuldgefühls bringt das Bedürfnis nach einer Sühne mit sich. Und, wie man viele Handlungen der Zwangskranken als beständiges Bemühen zur Wiedergutmachung auffassen kann, so gibt es auch im Zeremoniell des Aber-

glaubens vieles, was den Sühnecharakter trägt. Oft verspürt man auch noch den Nachklang an irgendein heidnisches Opfer. Vom Opfer habe ich schon gesprochen als von einer geschäftsmäßigen Abmachung mit einem höheren Wesen. Hier haben wir die psychologische Ergänzung dazu. Vergessen wir nicht, daß das dämonische Wesen gewissermaßen ein Teil von uns selbst, seine Forderung also unsere eigene Forderung ist. Es ist die Schuld, die unser eigenes Schuldbewußtsein von uns einfordert.

Mitunter nimmt die Forderung die Gestalt einer schicksalhaften Strafe an. Einem Geistlichen in Württemberg »bekannte ein junger Mann, daß er um Mitternacht unter freiem Himmel Zauberworte gesprochen und Künste getrieben habe, um einem andern einen bösen Arm anzuzaubern, daß aber die Sache sich umgekehrt und er selbst augenblicklich den heftigsten Schmerz im Arme gefühlt habe und lange Zeit arbeitsunfähig gewesen sei« (Wuttke).

IV. Tod und Seele.

a) Der Schatten.

Wir haben schon gesehen, wie das Blut, der Hauch, der Schatten Träger der Lebenskraft werden. Der Schatten leistet mehr als die beiden anderen, indem er die Idee einer menschlich gestalteten, doch äußerst subtilen, den Körper überlebenden Seele aufnimmt. Auch Tiere werden zu Trägern dieser Vorstellung, namentlich der flüchtige Vogel und die geheimnisvolle Schlange, wobei man eine wunderbare Verwandlungsfähigkeit der Seele annimmt. Beiläufig muß erwähnt

werden, daß die Menschen auf ganz primitiver Stufe nicht wissen, daß der Tod etwas notwendig Eintretendes sei.

Der Hauchseele entspricht dieser moderne Aberglauben: Wenn nach der Krankenkommunion nach römischem Ritus die Kerze ausgelöscht wird und ihr Rauch der Tür zufliegt, so stirbt der Kranke; wenn er dem Kranken zufliegt, wird dieser gesund (Schlesien, Pommern). Die Seele (eines Verstorbenen) als Vogel: Wenn man des Nachts dadurch aus dem Schlafe geweckt wird, daß ein Vogel ans Fenster pickt, stirbt bald jemand im Hause. Dies wird auch der Fall sein, wenn ein Spiegel oder Bildnis von der Wand fällt (Seele als Abbild; Fallen ist sterben) oder wenn ein Licht von selbst erlischt (Seele als Flamme; Lebenslicht).

Schatten oder Spiegelbild als Seele ist ein ziemlich materiell gedachter Doppelgänger. Die Zulus haben große Angst davor, in dunkle Wassertümpel zu blicken, denn sie glauben, daß Tiere, die in der Tiefe zu Hause sind, das Spiegelbild an sich reißen könnten. Die Basuto glauben, die Krokodile könnten es fressen. Eine andere südafrikanische Variante lautet, daß die Seelen der im Wasser ertrunkenen Menschen unter dem Wasser fortleben und das Spiegelbild — die Seele — des Hinabschauenden an sich reißen. (Wir haben hier die ersten Ursprünge der entsprechenden Wassernixen- und Brunnensagen sowie des dazugehörigen Aberglaubens.)

Aengstlich achten die Primitiven darauf, daß ihr Schatten nicht auf einen Toten oder dessen Grab falle, weswegen die Leichenbegängnisse vielfach bei Nacht stattfinden.

Im modernen Volksaberglauben knüpfen sich an den Schatten ganz entsprechende Vorstellungen, die mit der

Seele, mit Tod und Leben zu tun haben. Wer am heiligen Abend oder in der Neujahrsnacht beim Lichtanzünden an die Zimmerwand keinen Schatten wirft oder wessen Schatten ohne Kopf ist, muß binnen Jahresfrist sterben. Bei den Juden: man geht in der siebenten Nacht des Pfingstfestes in den Mondschein; wessen Schatten keinen Kopf zeigt, muß sterben. Umgekehrt heißt es auch, wer in den Zwölfnächten seinen Schatten doppelt sehe, dem stehe der Tod bevor.

Es ist folgerichtig, daß den Toten — die selbst Schatten sind — kein Schatten zukommt. Daher ist, wer sich lebend ohne Schatten sieht, auch schon Todeskandidat. Geister und Gespenster erkennt man an ihrer Schattenlosigkeit.

b) Das liebe Ich.

Der Glaube an das Ueberleben einer Seele beruht, wenn wir die inneren Gründe aufsuchen, erstens wieder auf Verwechslungen von Innen und Außen; die Verstorbenen leben nämlich in der Erinnerung und in den Träumen weiter. Ferner ist die Vorstellung vom eigenen Tod nicht vollziehbar. Endlich w i l l der Mensch nicht das Leben aufgeben: er wünscht das Weiterleben und glaubt es demnach. Die Annahme einer Schattenseele, eines Doppelgängers, ist, von dieser Seite betrachtet, ein Protest gegen den Tod, der das liebe Ich gefährdet.

Wenn hier vom lieben Ich gesprochen wird, geschieht es mit einem Seitenblick auf die namentlich von psychanalytischen Forschern vertretene Ansicht, daß die starke Furcht vor dem Tode und die krampfhafte Auflehnung gegen alles, was damit zusammenhängt, nicht durch den Selbsterhaltungstrieb allein, sondern durch eine darüber

hinausgehende, hochgradige Ichliebe (Narkissismus) zu erklären ist. Schon der Anthropolog Spieß äußerte sich übrigens: »Es ist das nicht eine Anhänglichkeit an das Erdendasein, denn das haßt der Mensch oft . . . Nein, es ist die Liebe zu seiner eigenen, im bewußten Besitz befindlichen Persönlichkeit, die Liebe zu seinem Selbst, zu dem zentralen Ich seiner Individualität, die ihn ans Leben fesselt.«

Sowohl die Stofflichkeit als die Menschenähnlichkeit der Seele hat sich in vielen abergläubischen Meinungen und Bräuchen erhalten. So wird im Sterbezimmer das Fenster geöffnet, damit die Seele hinausziehen könne. Zu gewissen Gelegenheiten bietet man den Seelen Nahrungsmittel. Wenn in der Nacht die Löffel von selber klirren, sagt man, die armen Seelen hätten Hunger. In der Weihnacht brennt man im Hause Lichter, damit sich die Seelen daran wärmen können. Man darf die Tür nicht heftig zuschlagen, sonst klemmt man eine arme Seele ein. Auch das Mitgeben von Gegenständen ins Grab — eine Sitte von höchstem Alter — gehört dazu.

c) Die bösen Toten.

Hier ist der Ort zu der Erwähnung, daß Gebräuche, die gegenwärtig etwa als Ehrung der Toten aufgefaßt werden, ursprünglich einen andern Sinn hatten; sie gehen nämlich größtenteils auf Abwehrmaßregeln gegen die unerwünschte Wiederkehr der Toten zurück. Schon das außerordentlich strenge Tabu der Toten entdeckt uns das ungeheure Maß des Grauens, welches sich an sie knüpft.

Bei manchen Naturvölkern ist jeder, der eine Leiche berührt oder an ihrer Grablegung teilgenommen hat,

aufs äußerste unrein und nahezu abgeschnitten von allem Verkehr mit seinen Mitmenschen, den peinlichsten Vorkehrungen unterworfen. Die Ansicht Freuds hat viel für sich, daß die wahnwitzige Strenge des Totentabus durch das natürliche Grauen vor dem Leichnam und die Trauer um den Dahingegangenen nicht genügend erklärt werde. Das herrschende Moment sei vielmehr eine krankhafte Angst vor dem Geist des Toten. Warum denkt man sich aber die Toten so bösartig? Warum sollen insbesondere die teuren Angehörigen, sobald sie gestorben, plötzlich Feinde werden? Freud antwortet: Die vermeintliche Feindseligkeit der Toten ist die eigene unbewußte Feindseligkeit, die der Lebende auf den Toten projiziert. Der Lebende hat dem Toten gegenüber ein dumpfes, nicht als solches erkanntes Schuldgefühl, weil er über den Tod unbewußt befriedigt ist; ein schlechtes Gewissen wegen alles dessen, was er dem Toten Böses angetan oder auch nur innerlich gewünscht, während er äußerlich den Freund spielte, oder richtiger, auch Freund war; dieses Schuldgefühl erzeugt eine dunkle Angst vor der Rache des Toten — ganz undeutlich und dunkel, aber nichtsdestoweniger peinigend. Wir müssen uns Freundschaft und Feindschaft in der Brust des Menschen nahe beieinander wohnend vorstellen; die seelische Einstellung zum Nebenmenschen ist eben auch mit jenem Januskopf ausgestattet, von dem ich schon sprach!

Es mag noch hinzukommen, was Westermarck geltend macht: Da der Tod zumeist für das schlimmste Unglück gehalten wird, das den Menschen treffen kann, glaubt man, daß die Abgeschiedenen mit ihrem Schicksal äußerst unzufrieden seien. Nach Auffassung der Natur-

völker stirbt man nur durch Tötung, sei es gewaltsame, sei es durch Zauberei bewirkte, und schon deshalb sieht man die Seele als rachsüchtig und reizbar an; vermeintlich beneidet sie die Lebenden und sehnt sich nach der Gesellschaft der alten Angehörigen — es ist daher begreiflich, daß sie trachtet, sie durch Krankheiten zu töten, um mit ihnen vereinigt zu werden.

Das Entscheidende wird aber wohl sein, daß man die eigene Bösartigkeit im Toten fürchtet. Ich sage ruhig, »man« fürchtet, und nicht nur »der Wilde«; denn ich meine, auch in unserem heutigen zeremoniellen und seelischen Verhalten zu den Toten, einschließlich des eigentlichen Aberglaubens, steckt immer noch ein Stück von dieser dunklen Angst.

Offenkundig ist die Furcht vor der Rache des Toten dann, wenn ein Mann den andern erschlagen hat. Da müssen bei den Primitiven die umständlichsten Vorkehrungen getroffen werden, um den Lebenden zu schützen. Bei den Omahaindianern mußte ein Mörder, der von den Verwandten des Getöteten verschont worden war, zwei bis vier Jahre lang sehr strenge Regeln halten. Er mußte barfuß gehen, durfte nichts Warmes essen, nicht die Stimme erheben, nicht umherblicken, sein Kleid auch bei der größten Hitze nicht offen wallen lassen, die Hände nicht herumbewegen, sich nicht kämmen usf. Keiner getraute sich, mit ihm zu wohnen; er war isoliert. Alles dies war diktiert von der Furcht vor dem Geist des Verstorbenen, der ihm anhaftete. Wer bei den Basutos im Kampf einen Feind erschlägt, muß sich einer Reinigungszeremonie unterziehen. Vor allem muß das Blut abgewaschen werden, sonst würde der Geist auf dem Fuße folgen und den Krieger nicht schlafen lassen.

Hierauf folgt ein Tieropfer. Aehnlich ist es bei zahllosen anderen Völkern. Auch die alten Griechen glaubten, die Seele des Erschlagenen bedrohe den Töter und dessen Umgebung. Selbst wer unabsichtlich jemand getötet hatte, mußte das Land für ein Jahr verlassen, bis der Zorn des Ermordeten nachgelassen hätte; auch durfte die Rückkehr nicht ohne Opfer und Reinigungen erfolgen. Die griechische Vorstellung vom verfolgenden Geiste tritt in der Gestalt des rastlos flüchtigen Muttermörders Orestes plastisch zutage. Und immer handelt es sich bei den befreienden Zeremonien um Exorzismen; um Mittel, den verfolgenden Geist abzuwehren.

Ganz allgemein (bis in den Aberglauben unserer Zeit) gelten die Geister der eines gewaltsamen Todes Verstorbenen als gefährlicher: sie sind begreiflicherweise erzürnt. Schließlich erstrecken sich aber die Sicherungsmaßnahmen auf die Toten (Geister) überhaupt. Der Primitive sucht sie entweder durch Gaben zu besänftigen, häufiger werden aber mehr ablehnende, oft listige, oft drastische Mittel angewendet. Keating erzählte von einer Reise unter nordamerikanischen Rothäuten: »Als ich mich bei Nacht einem Dorf der Ottawas näherte, fand ich alle Bewohner im Durcheinander; alle waren damit beschäftigt, in der lautesten, unharmonischesten Weise Lärm zu machen. Was war es? Kurz vorher hatten die Ottawas den Kickapoos eine Schlacht geliefert. Und durch den Lärm sollten die umherschweifenden Geister der Gefallenen von dem Dorf verscheucht werden.« Die Ba-Yaka (Kongo) schützen sich vor der Nachstellung der getöteten Feinde, indem sie ihr Haar mit roten Papageienfedern aufputzen und sich die Stirn rot schminken; damit der Geist sie nicht erkennen soll,

erklärt Frazer. In Travancore gelten die Seelen hingerichteter Uebeltäter als besonders gefährlich; um ihnen die Möglichkeit ihres Spuks zu benehmen, schneidet man der Leiche die Fußsohlen durch. Das Verstümmeln des Leichnams zur Verhinderung des Umgehens der Geister ist überhaupt sehr verbreitet. Der so unschöne spätere Hexen- und Vampirglaube zeigt bekanntlich die gleichen Züge. Um vor dem angeblichen Vampir oder dem blutsaugenden Geist der Hexe sich zu schützen, mißhandelte man in manchen Gegenden Europas bis in die jüngste Zeit die verdächtigten Toten auf dem Friedhofe! Die Besisi-Malaien legen Messer um die Grabstätte. Die Tungusen von Turukhansk bringen ihre Toten in Baumkronen an und entfernen alle tiefer liegenden Aeste, so daß die Seelen nicht herab können. Gewisse Australier borken die Bäume um das Grab ab. Wenn nun die Geister wandern wollen und den bezeichneten Bäumen folgen, werden sie im Kreis herumgeführt. Viele Völker verbarrikadieren nach einer Bestattung die Straße, damit die Seele nicht auf dem Rückweg nach Hause den Menschen folgen könne.

Die Algonquinindianer stellen den Geistern Netze. Bei den Odschibwäindianern springt die Witwe über das Grab ihres Gatten und läuft im Zickzack nach Hause, so daß der irregeführte Geist ihre Spur verliert und sie in Ruhe läßt. In manchen Gegenden zünden die Leute an gewissen Festtagen, wo die Geister der Abgeschiedenen zum Besuch der Menschen heraufkommen, recht sorgfältig Lichter auf den Grabstätten an, damit die unbequemen Gäste nur ja bestimmt wieder heimfinden. Bei den Armeniern pflegt man, wenn ein Feind sich aus dem Hause entfernt oder ein Leichnam fortgetragen wird

(die Parallele ist bezeichnend), Geschirr zu Boden zu werfen und zu sagen: »Geh und kehre nicht wieder!« Auch sonst ist ähnliches im Schwang.

Die Beispiele haben dem aufmerksamen Leser die Vorbilder so manchen bekannten modernen Volksaberglaubens und so mancher unverstandenen Sitte gezeigt. Ein paar Hinweise auf moderne (bzw. im Abendland heimische) Formen der Bräuche seien rasch noch gegeben. In Pommern wird bei der Rückkehr des Leichenwagens vom Kirchhof alles Stroh von demselben auf die Dorfgrenze geworfen, damit die Seele bei ihrer Wanderungslust hier aufgehalten werde. An anderen Orten ist der ursprüngliche Sinn schon verdrängt; in Ostpreußen streut man das Stroh aus, »damit der Tote, wenn er in seine frühere Wohnung heimkehrt, darauf ausruhen könne; wer dieses Stroh wegnimmt, wird von dem Toten so lange beunruhigt, bis er es wieder hingetragen.« Bräuche, die den Toten ans Grab fesseln, werden wohl auch dahin interpretiert, daß sie der Seele »Ruhe verschaffen« wollen. Das Wasser, mit welchem die Leiche gewaschen worden, darf nicht auf die Erde gegossen werden, denn das erste Lebendige, welches diese Stelle überschreitet, muß alsbald dem Toten nachfolgen (Tabu!); man gießt das Wasser deshalb am Giebel des Hauses in die Höhe oder in ein im Garten gegrabenes Loch. An den Blumen auf den Gräbern darf man nicht riechen, sonst »bekommt man Kopfschmerzen« oder »verliert den Geruch«. Man darf sie nicht pflücken, sonst kommt bei Nacht der Tote sie holen. Der Leiche muß ein Geldstück mitgegeben werden. Einerseits wird gesagt, es sei dies ein Fährgeld für die Ueberfahrt in die Unterwelt; anderseits, daß damit die Wiederkehr des Toten aus An-

hänglichkeit an sein Eigentum vermieden werde. Das Geschirr, welches ein Verstorbener gebraucht hat, wird zerschlagen an einen Kreuzweg gesetzt, sonst kehrt der Tote wieder. Am Kreuzweg kennt er sich offenbar nicht aus.

Was würde der Tote, wenn er wiederkehrte, den Lebenden zufügen? Die dunklen Vorstellungen hierüber scheinen seit Urzeit von dem Hauptgedanken beherrscht zu sein: er würde den, den er besucht, holen; ihm also den Tod bringen. Es liegt darin, wenn wir das früher Erörterte wohl bedenken, etwas wie eine Vergeltung.

d) Doppelgänger und Spiegelbild.

Dieser Drohung der Totenerscheinung entspricht genau eine andere Erscheinung des verbreitetsten Aberglaubens: wer seinen Doppelgänger erblickt (wie der Graf in Goethes »Wilhelm Meister«), muß sterben. Beide Erscheinungen hängen, wie es scheint, seelisch zusammen; im Schuldgefühl nämlich. Wenn ich den Doppelgänger, also die eigene Seele, in Parallele setze zu der Seele des verstorbenen Nebenmenschen, so könnte man meinen, ich schriebe dem Menschen das gleiche seelische Januskopfverhältnis, das er zum Nebenmenschen hat, auch seiner eigenen Seele gegenüber zu, nämlich Freund- und Feindschaft zugleich. Nun, das stimmt zum Teil. Ein Januskopfverhältnis ist vorhanden, nur werden wir seine beiden Gesichter oder Pole nicht »Freundschaft und Feindschaft« oder »Liebe und Haß« nennen, sondern zweckmäßiger vielleicht Selbstbewunderung (oder Selbstliebe) und Selbstverurteilung.

Aus seiner ersten Rohform entfaltet sich im Lauf der Kultur der Doppelgänger zu einem von der Phantasie

reich bedachten zweiten Ich, dem wir alle nicht verwirklichten Wünsche, aber auch alle unerträgliche Verantwortung für das Böse in uns aufladen können. Unsere innere Zerrissenheit projiziert sich im Doppelgänger. Dem entsprechen zumeist auch die literarischen Gestaltungen des so eindrucksvollen (weil psychisch so wahren) Themas. Das Schuldbewußtsein, das sich an die ethische Spaltung knüpft, läßt den Doppelgänger als etwas zu Fürchtendes erscheinen. Vergeltungs- und Selbstbestrafungstendenzen spielen hinein. Damit hängt wieder zusammen, daß in den Doppelgängererzählungen der Selbstmord ein häufiges Ende ist. Immer ist es das eigene Böse, das uns am schrecklichsten entgegentritt; die Selbstsucht, die, als Gegenpol der Liebe, die das Leben ist, das Gesicht des Todes annimmt.

Das Spiegelbild ist so wie der Schatten ein seelisches Abbild, ein Doppelgänger. Das erste Spiegelbild ist wohl das im Wasser gewesen. Die Wilden sehen in jedem Ebenbilde die Seele. Viele von ihnen haben infolgedessen große Angst, wenn man sie, etwa photographisch, porträtiert, und wenn sie ihr Bild in fremden Händen sehen. Doch gibt es ähnlichen Aberglauben in Kulturländern; so hört man mitunter den Ausspruch, man solle sich nicht malen lassen, sonst sterbe man bald. Damit verwandt, und verbreiteter in unserem modernen Aberglauben, sind die sonderbaren Vorstellungen, Proben und Verbote, die sich um das Bild im Spiegel gruppieren.

Man versteht sogleich, warum das Zerbrechen des Spiegels einen Todesfall (in gemilderter Auffassung: Unglück) bedeutet; es ist die Entziehung des Spiegelbildes, der Seele. Es ist auch klar, warum man keine Leiche vor den Spiegel stellen, oder warum man die

Spiegel im Trauerhause verhängen (oder nicht hineinschauen) soll. Die Seele des Toten ist ja in dem Spiegel, und der Seele eines Toten zu begegnen, muß man, wie wir wissen, bei Lebensgefahr vermeiden.

Da die Seele des Verstorbenen im Spiegel gedacht wird, kann sie dort unter Umständen sichtbar werden. Daran knüpfen nun Verbote an, nachts in den Spiegel zu schauen: wenn man das tue, verliere man sein eigenes Spiegelbild, also die Seele, woraus der Tod notwendig folgt. Es wird wohl auch behauptet, daß in solchen Fällen hinter einem das Bild des Teufels oder eines Totenschädels erscheine. Man würde vielleicht besser sagen: des teuflischen Doppelgängers.

Es heißt, daß man im Spiegel unter gewissen Bedingungen wahre Gesichter haben könne; sie betreffen geheime Dinge, am häufigsten die Zukunft, Leben und Tod, Liebesangelegenheiten. Es mag sein, daß der Glaube an diese Macht des Spiegels mit dem andern zusammenhänge, daß in ihm die Geister gleichsam wohnen. Sie wären die Vermittler der Gesichter. Dementsprechend heißt es, daß Spiegel zu Zauberspiegeln werden, wenn man sie unter gewissen Förmlichkeiten in der Mitternachtsstunde einer Leiche vor das Gesicht hält; zu welchem Zweck auch schon Gräber erbrochen worden sind. Man darf aber nicht vergessen, daß der starre Blick auf spiegelnde Flächen auf alle Fälle zu Visionen anregt (die natürlich deshalb noch lange nicht wahr sein müssen, sondern als Träumereien aufzufassen sind).

Doch — um einen vorhin aufgetauchten Gedanken fortzuspinnen: das Spiegelbild kommt seinem innersten Wesen dem Doppelgänger gleich (auch literarisch erscheint oft der Doppelgänger im Spiegel), und wir können

unsere Erkenntnisse von dort beim Spiegelaberglauben verwerten. Bedenken wir auch gut, daß, genau wie der Doppelgänger überhaupt einer Selbstliebe entspringt, so insbesondere das Spiegelbild das Ergebnis eines Vorgangs ist, der geradezu als Symbol der Eitelkeit gilt: der Selbstbespiegelung. Darum liegt ein ganz guter psychologischer Kern in vielleicht ungeschickter Schale, wenn es in vielen Gegenden heißt: kleine Mädchen, die sich häufig im Spiegel betrachten, werden »stolz« oder »unglücklich«. Man könnte das Verbot so fassen: Laß dein Kind nicht zum Narkissos werden; das tut kein Gut! Der Narkissos der griechischen Sage verliebte sich in sein Spiegelbild, das er zufällig in einem Wasser erblickte. Und das ward sein Verderben. Mit völliger Offenherzigkeit drückt den Kern des Verbotes die schiitische Tradition aus, der gemäß der vor dem Gebet in den Spiegel schauende Moslem in die Sünde fällt, das eigene Ebenbild anzubeten.

Wie sehr Selbstliebe (Narkissismus) und Tod und Todesfurcht verschränkt sind, haben wir schon gehört. Dazu stimmt nun, wie oft im Spiegelaberglauben neben der eiteln Selbstbespiegelung der Tod steht, der dem hochmütigen Menschen anstatt seines lieben Ich entgegengrinst. Wie richtig diese Auffassung ist, geht aus dem Verhalten des Spiegelbildes hervor, wenn ein Mensch in Liebe ist. Da wird das eigene Bild durch das des Geliebten ersetzt. Man schaut zu gewissen Zeiten unter gewissen Zeremonien in den Spiegel und erblickt nun nicht sich, sondern die geliebte Person. Was heißt das? Welche seelische Wahrheit wird damit ausgedrückt (projiziert)? Die, daß der Liebende sein Ich in dem andern aufgibt; seine Selbstliebe in der Liebe eines andern auflöst.

V. Der Aberglaube als Psycholog.

Man könnte sagen, daß wir eigentlich schon die ganze Zeit den Aberglauben als Psychologen auftreten sehen. Was er äußerlich schafft, hat irgendeine seelische Beziehung; für den, der lesen kann, drückt er oft innere Wahrheiten durch ein überraschendes Bild ganz treffend aus. Nachdem wir aber bisher diese Projektion des Seelischen mehr in großen Umrissen verfolgt haben, mag es uns reizen, auch in kleineren, mehr episodischen Gelegenheiten den Aberglauben als Seelenkenner tätig zu sehen.

Am liebsten möchte ich hier die Kenntnis meiner kleinen Schrift »Der Zufall« voraussetzen. Und zwar ist hauptsächlich an jene »Zufälle« zu denken, welche wir, ohne es zu wissen und zu wollen, selbst hervorrufen. Die Fehlhandlungen, die uns passieren, wie Vergessen, Vergreifen, kleine Ungeschicklichkeiten usf. sind, wie am besten F r e u d gezeigt hat, sehr oft von unbewußten Absichten gelenkt. Auch in ihnen pflegt sich also irgendeine seelische Tendenz — vielleicht eine, von der wir gar nichts wissen wollen — auszudrücken. Der Aberglaube ist nun ein so gewiegter Psycholog, daß er diese Beziehungen schon längst kennt.

Ein häufiger Fall ist der, daß am Beginn eines Unternehmens ein uns kaum bewußter Gegenwille uns abhalten möchte. Er verursacht irgendein Mißlingen am Anfang. Und wenn wir nun, unserem Entschlusse getreu, dennoch in der Sache fortfahren, müssen wir zu unserem Aerger entdecken, daß die Geschichte doch nicht so trefflich ist, wie wir uns eingeredet hatten: der unbewußte Gegenwille in uns war der Gescheitere ge-

wesen. Und deshalb sagt auch der Aberglaube, freilich in falscher Verallgemeinerung: Wenn ein Unternehmen übel anfängt, läßt man lieber davon, denn es wird auch einen übeln Ausgang haben. Wenn ein Römer bei dem Verlassen des Hauses an der Schwelle stolperte, kehrte er lieber um und ließ sein Vorhaben sein. In weiterer Ausschmückung heißt es: Wenn bei einem Hausbau der erste Hieb des Hammers auf den Grundstein oder beim Beschlagen der Balken der Schlag der Axt Feuer gibt, so brennt das Haus ab. Hier finden wir die Sache im Sinn eines Analogieomens verschoben.

Wenn eins der beiden Brautleute sich auf dem Weg zur Kirche unwillkürlich umsieht, so ist von der Ehe nicht viel zu halten; denn da sieht es sich um einen andern Gatten um. Eine andere Deutung weissagt in diesem Fall den Tod; das hängt mit den Verhältnissen zusammen, die ich bei der Spiegelschau erörtert. Verliert die junge Frau den Ehering, so wird die Ehe unglücklich (vgl. »Zufall«, Beispiel 1). Wer sich beim Sprechen auf die Zunge beißt, lügt; ebenso, wer plötzlich husten muß. Auf Prince Edward Island bedienen sich die Mädchen dieses Orakels: Sie geben vier Fingern einer Hand die Namen von vier jungen Männern, die ihnen nicht gleichgültig sind; dann drücken sie mit der andern Hand fest zusammen, und derjenige Finger, der dabei am meisten schmerzt, trägt den entscheidenden; es wird gewiß der richtige Finger schmerzen . . . Männer, welche Katzen gern haben, bleiben ledig . . .

Das Kind, das in Maryland seine Bücher auf dem Weg zur Schule fallen läßt, wird dem Lehrer viele falsche Antworten geben. In Alabama wird ihm der Rat erteilt, die Bücher schnell aufzuheben und zu küssen.

Beides hat seinen recht guten Sinn, symbolisch natürlich. In Bosnien sagt man: Schwenke das Messer gegen niemanden, auch wenn es aus Spaß wäre; denn, würde der Betreffende binnen vierzehn Tagen sterben, wärest du schuld daran. In der Tat steckt im Spaß oft ein Körnchen Ernst.

Es wäre hier auch der Ort, von den Träumen zu handeln. Auch die Deutung der Träume ist psychologisch sehr interessant. Aber das Gebiet ist so reich, daß es eine eigene Studie für sich erfordert.

Dagegen wollen wir ein paar Worte über die Suggestion sagen. Sie spielt im Aberglauben eine doppelte Rolle. Erstens bedient sich der Aberglaube ihrer mit Erfolg und erweist sich abermals als guter Seelenkenner. Wie zum Beispiel, wenn eine in abergläubischer Form vorgenommene Suggestivbehandlung eine Gemütsverstimmung glänzend behebt. Zweitens aber irrt der Aberglaube auch oft eben wegen der Suggestion, indem diese den Erfolg bloß vortäuscht, also das hervorruft, was wir eine Scheinbestätigung genannt haben. Wie wenn das Hokuspokus eines Quacksalbers einem Bruchleidenden die falsche Meinung beibringt, er sei geheilt; es ist sehr möglich, daß dank der Suggestion die Schmerzen fort sind; aber eine Heilung ist das noch lange nicht. Verwechslungen dieser Art haben schon viel Schaden angerichtet. Suggestion ist auch im Spiele, wenn wir in unheimlicher Umgebung oder überhaupt in entsprechender Erwartung Geistergestalten u. dgl. zu erblicken glauben. Diese Erscheinungen kommen als Illusionen zustande (z. B. ein dürrer Baum wird als Totengerippe angesehen) oder als Halluzinationen (ohne solchen realen Anhaltspunkt). In das Gebiet der Suggestion, und zwar

der Autosuggestion gehören auch die am Ende des III. Abschnitts mitgeteilten Fälle.

Wir haben vom Aberglauben als guten Psychologen gesprochen. Mitunter steckt aber der gute Psycholog in jenen Menschen, die sich einen Aberglauben zunutze machen. Zu ihnen gehören viele Quacksalber, Kurpfuscher und dergleichen Leute, die übrigens in zwei Gruppen zerfallen, nämlich in solche, die selbst an ihre Künste glauben, und solche, die es nicht tun, aber dafür mit um so kühlerer und um so sträflicherer Berechnung die Ueberzeugung der Leichtgläubigen mißbrauchen. Auch der verschiedenartigen, jetzt nur zu üppig grassierenden Propheten und Prophetinnen ist zu gedenken, die, sei es auf dem Wege der gelehrt tuenden Astrologie, sei es mit den bescheideneren Mitteln der Handlesekunst und des Aufschlagens von Karten, ihren Kunden die Zukunft eröffnen. Wenn man kühl derlei Menschen am Werke beobachtet, so kann man bemerken, wie geschickt, ja wie Sherlock-Holmes-artig manche von ihnen vorzugehen wissen; wie sie aus kleinen Anzeichen allerlei Art einen Text sich machen, und wie sie anderseits bei dem Ausbau ihrer Prophezeiungen und Wahrsprüche von den Besuchern ahnungslos und naiv geführt werden. Dazu kommen noch zwei Momente, welche die Täuschung erleichtern. Das Repertoire der aus den Karten usw. gelesenen Angaben ist in den Grundzügen klein und allgemein gehalten. Immer wieder die Reise, der Brief, das Geld, das kommen wird, Kränkung, falsche Freundschaft, Eifersucht und vor allem die Liebe. Einen Menschen ausfindig zu machen, auf den diese dehnbaren Andeutungen nicht zuträfen, würde schwer halten. Zweitens liegt es in der Natur des Menschen, namentlich

des interessierten, das Gefäß der allgemeinen Angaben sofort beim Hören mit dem besonderen Inhalt seines Lebens zu erfüllen, so daß die Täuschung entsteht, die Wahrsagerin beziehe sich auf eben diese Besonderheiten. Die Routine der weisen Pythia vollendet den Ausbau der Orakelsprüche, die dann insbesondere im Weitererzählen zu wunderbaren Erfahrungen wachsen.

VI. Krimineller Aberglaube.

Die traurigsten Erscheinungen des Aberglaubens sind die, welche zu Verbrechen führen. Sie können die ganze Skala von der leichten Vergehung bis zur schändlichsten Mordtat durchlaufen.

In milderem Lichte wird man jene Fälle sehen, wo sich der Abergläubische in irgendeiner guten oder zum mindesten entschuldbaren Absicht vergeht. So, wenn jemand, sich und seine Familie von einem Vampir verfolgt glaubend, die in dem Verdacht des Vampirismus stehende Leiche auf dem Kirchhof ausgräbt und enthauptet, um sie unschädlich zu machen. Oder wenn jemand ein Kind verletzt, indem er es »gesund kochen«, oder indem er dessen Behexung beseitigen will. Es können da recht eigenartige Fälle von Kindermißhandlung entstehen, die sich im Grunde gar nicht gegen das Kind richten. Die Mutter, deren Kind nicht gedeiht, gerät auf den albernen Gedanken, es sei ein Wechselbalg, den ein Alp oder sonst ein Geist mit ihrem rechten Kind vertauscht habe. Das Verfahren, um wieder zu dem richtigen Kinde zu gelangen, besteht in empfindlicher Mißhandlung des vermeintlichen Wechselbalges; die ihm zugefügten Schmerzen veranlassen die Geister, den Tausch rückgängig zu

machen. (Viel seltener ist die ansprechendere Form des Glaubens, wonach man den Wechselbalg so gut wie möglich behandeln solle.) Der unselige Glaube ist so ziemlich bei allen Volksstämmen Europas zu finden, aber glücklicherweise im Abnehmen. Die Mißhandlung geschieht gewöhnlich durch Auspeitschen mit Ruten; doch kommt — vielleicht in Verquickung mit dem Gedanken des Gesundkochens — auch das Brühen vor; nicht selten hat man tödliche Ausgänge festgestellt.

Mancher Aberglaube ladet zum Diebstahl ein. Es gilt nämlich vielfach als ausgemacht, daß gestohlenen (auch gefundenen) Gegenständen eine stärkere magische Kraft eigne als etwa gekauften. So werden da und dort gestohlener Speck, gestohlenes Brot als Heilmittel gegen verschiedene Uebel angesehen. Lernt ein bosnisches oder serbisches Kind schwer sprechen, so stehlen die Eltern Brot oder sonst ein Nahrungsmittel aus dem Bettelsack einer Zigeunerin und geben es dem Kinde zu essen, »dann wird es bald zu reden anfangen, denn die Zigeuner reden rasch und viel«. Das Brot hat aber hier eine doppelte Kraft, denn zuerst ist es erbettelt, dann gestohlen. In Thüringen hilft es gegen den Rotlauf, wenn man jemandem ein Stück Seife stiehlt und bei sich trägt. Es mag sein, daß in manchen Fällen, wie in den soeben mitgeteilten, der Sinn des Stehlens darin liegt, daß die betreffenden Gegenstände eigentlich noch dem andern gehören und aus diesem Grunde in stärkerer sympathetischer Verbindung mit ihm sind; in dem ersten Fall mit der redegewandten Zigeunerin, in dem zweiten mit einem Gesunden. In anderen Fällen ist dies wieder nicht recht klar, und es mag die ungewöhnliche Art der Erwerbung als solche dem Gegenstand eine gewisse —

man verzeihe den Ausdruck in dieser Verwendung — Weihe geben. Auch Leichenteile werden gestohlen, und zwar zu Heilzwecken oder, häufiger, zu Talismanen. In Bosnien und der Herzegowina kommt es vor, daß eine unfruchtbare Frau nachts ein Kindergrab öffnet, über der Leiche ihr Haar auflöst, das Kind damit bestreichend, und das Grab bei Tagesanbruch wieder schließt. In einem anderen Fall, den Hellwig berichtet, öffnete eine Frau ihrem Sohn das Grab einer Jungfrau; der Sohn, ein Zwitter, mußte sich auf Anraten seiner Mutter nackt auf die Leiche legen, »um sein Geschlecht in Ordnung zu bringen«, und wurde am nächsten Morgen in dieser Stellung tot aufgefunden.

Viel verwerflicher wird die Tat, wenn in böser Absicht unternommen. Gräberöffnung und Leichenschändung werden begangen, damit man sich Diebsfinger, Diebslichter u. dgl. verschaffe. Der Finger eines Kindes (meist: eines ungetauft gestorbenen) soll nämlich alle Schlösser öffnen und den Dieb unsichtbar machen; und aus Menschenfett gegossene Kerzen sollen bewirken, daß die Schlafenden nicht erwachen. Magyarische Verbrecher glauben sich dadurch unsichtbar machen zu können, daß sie den kleinen Finger eines totgeborenen Kindes nehmen oder in das Herz eines solchen Kindes eine gewöhnliche Kerze stecken. Die ungarischen Zigeuner benützen zu ihren Diebslichtern den bei Neumond ausgegrabenen Daumen eines Toten, der neun Wochen im Grabe gelegen. Der Gedankengang wird dem nun schon geübten Leser wohl klar sein: das Licht aus dem Körper des Toten ist ein totes, also unsichtbares Licht, wozu noch die Kraft des gleichfalls unsichtbaren Neumonds kommt; die neun Wochen sind eine Analogie zur Schwanger-

schaftsperiode, und zwar eine Umkehrung davon; eine Reifungsperiode. In der Bukowina entfernen die Diebe aus einem menschlichen Schienbein das Mark und gießen statt dessen ein Licht hinein; wenn sie damit dreimal um ein Haus gehen, versinken dessen Bewohner in einen todähnlichen Schlaf.

Noch grauenhafter als die zu gedachtem Zwecke vorgenommenen Leichenschändungen sind die gleichfalls zur Aneignung von Körperteilen — Herz, Nieren, Fett usw. — geschehenen Morde. Manche zunächst als Lustmorde erscheinende Taten gehen, wie A. Hellwig wahrscheinlich macht, wohl auf derlei Motive zurück. Morde, um Diebslichter zu fertigen, wurden besonders aus Rußland berichtet. Im Jahre 1869 wurde im Kreise Wladimir-Wolgasth ein Knabe mit rund aufgeschnittener und vom Bauch gezogener Haut aufgefunden. Der Mörder gestand, die Tat verübt zu haben, um Menschenfett für ein Diebslicht zu gewinnen. Der Diebshand galt ein Mord im Lukajanowschen Kreise 1904. Ein Knabe wurde von einer Anzahl Bauern, unter denen sich auch sein Onkel befand, durch Stiche ermordet und ihm die Hand abgehackt, die dann als Talisman auf den Streifzügen der Bande mitgeführt wurde.

Der Glaube an die magische Kraft »unschuldiger« und gar ungeborener Kinder hat, besonders in früherer Zeit, Anlaß zu grauenhaften Taten gegeben. Im »Großen Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten« wird von einem Bauern berichtet, den zwei Räuber zwangen, ihm seine schwangere Frau zu überlassen, die sie an einen Baum banden und darauf ihren Leib aufzuschneiden begannen, dabei aber betroffen und in Upsala mit glühenden Zangen gezwickt und gerädert wurden. Im

Verhör bekannten sie, daß sie schon die Herzen zweier ungeborener Kinder gefressen hätten und daß sie nach Genuß des dritten sich hätten unsichtbar machen, zu großem Reichtum gelangen und allerlei Wunder hätten tun können.

Der uralte Glaube an die Zauberkraft des Blutes und des Menschenopfers ist in unaufgeklärten Schichten immer noch andeutungsweise vorhanden: daher die in der leidenschaftlichen Volksmasse noch allzu leicht aufflackernde Bereitschaft zur Beschuldigung einer anderen, gehaßten Gruppe des Ritualmords. Die Juden besonders des östlichen Europa mußten bis in kurze Vergangenheit blutige Verfolgungen wegen angeblicher Ritualmorde erdulden.

Es ist ein Segen, daß die ärgsten Formen des Aberglaubens nur noch der Geschichte angehören.

Indessen wäre eines anderen Aberglaubens zu gedenken, der bis in die jüngste Zeit reicht und auch schon recht viel Unheil geschaffen hat; daß man nicht viel davon hört, liegt in der Natur der Sache. Es handelt sich um den bedauerlichen Glauben, daß ein Geschlechtskranker sich durch den Verkehr mit einer Jungfrau (oder einer Schwangeren) heilen könne, und zwar ohne dem Weib zu schaden. In manchen Gegenden soll Unzucht mit Tieren dem gleichen Zwecke dienen. In China glaubten weibliche Leprakranke sich in analoger Weise durch junge Männer von ihrem Uebel zu befreien; sie kauften sich dazu arme Teufel. Der Aberglaube hat nicht wenig zu der Verbreitung der furchtbaren Krankheit beigetragen.

VII. Erziehung.

Was kann der Erzieher tun, um das Aufkommen des Aberglaubens hintanzuhalten? Wer nicht schärfer nachdenkt, wird geneigt sein, diese Frage so zu beantworten: Man halte von dem Kinde von Anfang an alle abergläubischen Vorstellungen fern, man berichtige in ihm sofort jede nicht den Tatsachen entsprechende Idee, zeige ihm stets die wahren Zusammenhänge und schärfe übrigens seinen Verstand so, daß es diese jederzeit finde und Täuschungen aufzulösen lerne.

Wer so rät, begeht einen Irrtum in doppelter Richtung. Er wird weder den Ursachen des Aberglaubens noch der Seele des Kindes gerecht.

Das Kindesalter — um damit anzufangen — ist jenem Menschheitsstadium verwandt, das uns mit seinen eigentümlichen Erkenntnisformen (die uns abergläubisch oder phantastisch anmuten) bei den Naturvölkern begegnet ist. Auch das Kind belebt, beseelt die Natur; das Kind sieht die Dinge, die Tiere, den Schatten, die Sonne, den Mond und die Sterne und das blaue Himmelsgewölbe ganz anders an als der Erwachsene und m u ß es anders ansehen; es bevölkert seine Umgebung mit einer Unmenge Phantasiegestalten, in deren Geheimnisse wir nicht leicht zu dringen vermögen. Es hat und braucht eine Märchenwelt; und es will und soll auch Märchen hören, Märchen, die seine Sprache reden . . . Es gibt, ich weiß es, auch Leute, welche behaupten, man solle den Kindern keine Märchen erzählen, denn Märchen — man höre die großartige Entdeckung! — seien unwahr. Die das sagen, sind schädliche Pedanten, keine Pädagogen. Das Märchen ist, wenn ich so sagen darf, die

Wahrheit und das Herz des Kindes. Ihm das Märchen (im weitesten Sinne) nehmen und kühlen Verstand dafür bieten heißt ihm Wasser statt Milch reichen.

Ferner ist mit nackter Wahrheit und kritischem Verstand der Aberglaube noch keineswegs überwunden: zeigt uns doch die tägliche Erfahrung viele Menschen, die bei den besten Verstandesfähigkeiten, ja gegen ihr besseres Wissen, von abergläubischen Mucken wie besessen sind. Wenn wir also auch noch so gern zugeben werden, daß Verstandesarmut dem Aberglauben Vorschub leistet, geschulter Intellekt ihm ungünstig ist, so müssen wir doch erkennen, daß damit noch lange nicht alles gesagt ist.

Worauf kommt es nun an? Vielleicht läßt sich aus dem Wesen des Aberglaubens, wie wir es im Laufe dieser Studie kennen gelernt haben, etwas darüber entnehmen. Was ist der Aberglaube? Oder besser: Wodurch unterscheidet er sich von dem bloßen Irrtum, der durch den Verstand ohne weiteres besiegt werden kann? Er ist dadurch gekennzeichnet, daß seine Denkfehler oder Entgleisungen von Gemütsbedingungen abhängen; daß namentlich seelische Konflikte es sind, die den Verstand unsicher machen wie ein Rauschmittel. Die beste Schulung des Verstandes wird nicht hinreichen, um ihn diesen Einflüssen zu entziehen; und wenn sie diesfalls nicht gerade geeichte Gestalten des hergebrachten Aberglaubens annehmen, so sind sie um andere, ebenso peinliche Gestaltungen nicht verlegen.

Was also zu der Pflege des Wissens unbedingt hinzukommen muß, ist eine ausgeglichene Entwicklung des Gemüts, welche unerledigten Konflikten möglichst wenig Raum gönnt. Freilich ist auch hier leichter

geredet als gehandelt; aber die Schwierigkeit einer Aufgabe soll eher anspornen als abschrecken, wenn ihr Ziel ein würdiges, großes ist. Glücklicherweise hat uns in neuerer Zeit die Psychanalyse in die Lage versetzt, manches Entscheidende über Wesen und Entstehung innerer Konflikte des Menschen zu erfahren. Und diese Erfahrungen sollen nicht unverwertet bleiben.

Literatur.

Frazer, J. G., The Belief in Immortality and the Worship of the Dead. London 1913.

— — The Golden Bough. 3. ed. London 1912 f.

— — Psyches Task. London 1909.

Freud, Prof. Dr. Sigmund, Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 6. Aufl., Leipzig und Wien 1919.

— — Totem und Tabu. 2. Aufl. Wien 1920.

— — Das Unheimliche. Imago V, 5—6. Wien.

Grimm, Jacob, Deutsche Mythologie. 4. Ausg., besorgt von E. H. Meyer, Gütersloh.

Haberland, Karl, Der Spiegel im Glauben und Brauch der Völker. Ztschr. f. Völkerpsychol. 1882, Bd. XIII.

Hellwig, Dr. Albert, Die Bedeutung des kriminellen Aberglaubens für die gerichtl. Medizin. Berlin 1914.

— Karl, Zur Psychologie des Aberglaubens. Ztschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volkskunde, VIII (1911).

— — Weltkrieg und Aberglaube. Leipzig 1916.

John, Aberglaube und Sitte im sächsischen Erzgebirge. Annaberg 1909.

— Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. Prag 1905.

Keating, W. H., Narrative of an Expedition to the Sources of St. Peters River. London 1825.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Das Leben der Sprache. Leipzig 1893.

— — Die Lebendigen und die Toten. 1898.

— — Volkspsychologie. Berlin 1914.

Knortz, Prof. Karl, Amerikanischer Aberglaube der Gegenwart. Leipzig 1913.

Kulinovic, Mehmed Fejzibeg, Volksaberglauben und Volksheilmittel bei den Mohammedanern Bosniens und der Herzegowina. Wien 1900.

Lehmann, Dr. Alfred, Aberglaube und Zauberei. Deutsch von Dr. Petersen. Stuttgart 1898.

Lucka, Emil, Dostojewski und der Teufel. Lit. Echo XVI (1916), 6.

Negelein, Bild, Spiegel und Schatten im Volksglauben. Arch. f. Relig.-Wiss. V.

Pradel, Der Schatten im Volksglauben. Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. 12.

Rank, Dr. Otto, Der Doppelgänger. Imago III (1914), 2. Wien.

Rochholz, Ohne Schatten, ohne Seele. Germania V.

Rohde, Erwin, Psyche, Tübingen 1903.

Roheim, Dr. Géza, Spiegelzauber. Leipzig u. Wien 1919.

Silberer, Herbert, Durch Tod zum Leben. Leipzig 1915.

— — Phantasie und Mythos. Jahrb. d. Psychoanalyse, 1910.

— — Probleme der Mystik und ihrer Symbolik. Wien 1914.

Sollier, Paul, Les Phénomènes d'Autoscopie. Paris 1903.

Spieß, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode. Jena 1877.

Stekel, Dr. Wilhelm, Störungen des Trieb- und Affektlebens, Bd. I und II. Wien 1917 u. 1921.

Stoll, Zur Kenntnis des Zauberglaubens, der Volksmagie und der Volksmedizin in der Schweiz. Zürich 1909. (Jahresber. d. Geogr.-ethnol. Ges.).

Taylor, Rev. Richard, Te Ika A Maui, or New Zealand and its Inhabitants. 2. ed. London 1870.

Thomson, A. S., The Story of New Zealand. London 1859.

Tylor, E. B., Primitive Culture. Bd. I. 4. ed. London 1903.

Vernaleken, Theodor, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859.

Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe.

Wundt, Wilhelm, Völkerpsychologie.
